



Zum Abschluss der Spiele in Vancouver präsentiert sich Sotschi viel farbenfroher, als die Stadt derzeit noch ist.

SVEN SIMON

Ein titanisches Werk

In Sotschi werden die Vorbereitungen auf die Winterspiele 2014 zum Kraftakt

Die nächsten Olympischen Winterspiele finden in Sotschi statt. Dafür verändert der Kreml den Ort am Schwarzen Meer mit viel Aufwand. Das hohe Tempo fordert jedoch seine Opfer.

Christian Weisflog, Sotschi

Ende Februar. Regen. 13 Grad. Olympisches Winterwetter fühlt sich anders an. Doch Eleonora kümmert dies nicht. Wie jeden Morgen spaziert die 60-jährige Rentnerin an Lenin vorbei zur Arbeit. Der Vater der Oktoberrevolution steht auch in Sotschi immer noch fest auf seinem Sockel. Am Schwarzen Meer allerdings etwas ungewohnt zwischen Palmen und Pinien. Eleonora, die ihren Nachnamen verschweigt, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kunstmuseum. Zu den Olympischen Winterspielen sagt sie: «Es gibt Geld, um die Stadt in Ordnung zu bringen, aber das Leben wird dadurch sehr teuer.» 5000 Rubel beträgt die Rente von Eleonora, ebenso viel ihr Lohn. Zusammen 350 Franken. «Meine Enkel können sich das Skifahren nicht leisten», klagt sie. Eine Tageskarte in Sotschis Bergen kostet 1000 Rubel, 20 Prozent ihres Lohns.

Kurort von Weltformat

Von Ordnung ist in Sotschi jetzt noch wenig zu sehen. Trotz einer neuen Umfahrung sind die notorischen Staus nicht verschwunden. Die 25 Kilometer lange Fahrt vom Flughafen über die Küstenstrasse ins Stadtzentrum ist eine kleine Zeitreise. Chaotisch angeordnete Eigenbauten aus dem postkommunistischen Laisser-faire-Kapitalismus wechseln sich ab mit grauen Plattenbauten und klassizistischen Sowjet-Sanatorien. Die Erholungsanstalten führen heute in ihren subtropischen Gartenlandschaften bloss noch ein anachronistisches Schattendasein.

Je näher die Stadtmitte rückt, desto mehr schrauben sich wuchtige Neubauten in den Himmel. Der Überfluss an Petrodollars hat auch in Sotschi einen unkontrollierten Immobilienboom ausgelöst. Jetzt, in der Krise, stehen die Kräne an vielen Betonskeletten still. An fertigen und halbfertigen Fassaden werben überall gross geschriebene Telefonnummern um Käufer. Doch den teuren Wohnraum kann sich niemand leisten, am wenigsten die Einheimischen.

Das alles soll sich ändern: Mit rund 12 Milliarden US-Dollar möchte Moskau das einstige Badeparadies für verdiente Kommunisten in einen Kurort von Weltformat verwandeln. Sotschis

Zukunftsmodell steht im Kunstmuseum. Die schmalen Schotterstrände sind verschwunden, heller Sand liegt nun dort. Vor der mondänen Uferpromenade glänzt ein zylinderförmiges Achtsternehotel.

Zu schön, um wahr zu sein. «Im Modell stecken viele Lügen», verrät eine gebrechliche Museumsaufseherin. Sie zeigt auf eine Schnellstrasse, die durch eine Senke mit viel Grünfläche führt. «Dort stehen heute dicht gebaute Häuser, viele illegal errichtet. Aber die Menschen haben investiert, sie werden sich wehren», prophezeit die alte Dame. Ein Teil des Zukunftsmodells ist bereits



jetzt Vergangenheit. Die künstliche «Föderations-Insel» in Form des russischen Staatsgebietes ist vom Rest abgetrennt und dürfte bald aus dem Museum verschwinden. Das Projekt ist ein weiteres Opfer der Wirtschaftskrise. Die Aufseherin läuft zum Fenster und blickt auf einen hohen Wohnsilo mit einer riesigen Telefonnummer auf dem Dach: «Dort will niemand wohnen, weil es Risse im Fundament gibt», flüstert sie und fügt hinzu: «Das Volk hat den Wohnsilo Titanic getauft.»

Eine dehnbare Metapher. Auch wenn die Krise und der russische Korruptionssumpf den Grössenwahn zügel, Sotschi 2014 bleibt ein titanisches Werk. Der Flusslauf der Mysmta, zwischen den Skigebieten in Krasnaja Poljana und dem Olympiapark am Meer gelegen, ist derzeit eine 50 Kilometer lange Baustelle. Rund um die Uhr wird hier an Eisenbahn- und Strassenverbindungen gearbeitet. Sie führen durch sechs Tunnels und über unzählige Betonpfeiler. Die Kosten werden auf 150 Millionen Dollar geschätzt – pro Kilometer. Wegen der Bauarbeiten fürchten Umweltschützer um den kaukasischen Lachs und beklagen die Rodung geschützter Baumarten.

Im Olympiapark in der Imeretinskaja-Bucht müssen sämtliche Eissport-Stadien neu errichtet werden. Nach den Winterspielen sollen von den sechs Arenen nur noch die grosse Eishalle und

das Stadion mit 40 000 Plätzen übrig bleiben. Der Wintersport hat an der Schwarzmeerküste eine kleine Zukunft. Stattdessen sollen ein Freizeitpark, ein Messezentrum und womöglich sogar eine Formel-1-Rennstrecke entstehen.

In der Bevölkerung lösen diese grandiosen und schlecht kommunizierten Pläne viele Ängste aus. Noch immer ist unklar, wann wie viele Häuser den olympischen Bauten zum Opfer fallen. Dafür wurde extra ein Gesetz verabschiedet, das Enteignungsverfahren beschleunigen soll. Einige Bewohner der Imeretinskaja-Bucht, wo die meisten Menschen von den Erträgen aus dem eigenen Garten leben, haben ihre Rechte bereits in Strassburg eingeklagt.

Riesiges Wintersportzentrum

Auf grossen Argwohn trifft die von oben forcierte Entwicklung auch im Bergdorf Krasnaja Poljana. Bis vor kurzem war das ein verschlafenes Nest mit 4000 Bewohnern. Jetzt stampfen Firmen wie Gazprom ein riesiges Wintersportzentrum aus dem Boden. Vor dem Gartenzaun von Alexei Muschorow haben die Bagger einen Graben aufgerissen. Wozu, das weiss der 34-jährige Berufssoldat nicht. Er weiss nur eines: Sein kleines Holzhaus soll einem grösseren Postamt weichen. An eine faire Entschädigung durch den korrupten Staat glaubt Muschorow nicht. «Die geben mir in Poljana kein Land, die Are kostet 70 000 Franken», sagt er mit wässrigen Augen, stockt und ergänzt: «Meine Familie lebt seit 200 Jahren hier, ich kann nicht weg.»

Ende Februar 2010. In Krasnaja Poljana blühen die ersten Schneeglöckchen. Zurück in Moskau, wird man von heftigem Schneefall empfangen – und von minus 13 Grad.

SKIGEBIET OHNE SCHNEE

log. · «Echter Schnee ist garantiert», hat Wladimir Putin 2007 versprochen. Jetzt herrscht in Krasnaja Poljana aber Schneemangel. Es werden Plustemperaturen gemessen, es regnet, und einzig die obersten Pistenabschnitte sind befahrbar. Immerhin: das Angebot an Skiliften ist bereits ganz ordentlich, wenn auch noch nicht olympisch. Neben den veralteten Zweiersesseln entstehen an drei Bergen moderne Bahnen, finanziert von Oligarchen und Staatskonzernen, und im Gazprom-Gebiet sind die relativ flachen Pisten von sechs bis elf Uhr abends beleuchtet. Direkt neben der Talstation hat der Energieriese ein Grand-Hotel mit angrenzender Staats-Residenz gebaut.

ABSCHIEDSBRIEF AUS VANCOUVER

Der Alltag hat uns (fast) wieder

Karl Felder · Es sei wie an Aschermittwoch, sagt jener Schweizer, der mithilfe, im unwirtlich leeren House of Switzerland auf Granville Island die versteigerten Überbleibsel der Schweizer Präsenz an den XXI. Olympischen Winterspielen auszuhändigen. Allerlei Dinge stehen da noch herum: ein übermannshoher und rot gefärbter Geissbock aus Styropor, der freilich dem Schweizer Generalkonsulat versprochen ist, ein ebenso künstlicher Bernhardinerhund, den man noch erwerben könne, sofern man denn ein Schweizer Souvenir der Winterspiele will.

Es werden Fondue-Caquelons und Nespresso-Maschinen abgeholt, sogar ein batteriebetriebenes Velo befindet sich unter den Gegenständen. Auch die Restbestände an Rivella, Ricola oder Darvida schmelzen schnell dahin. Vier Tonnen Käse sind während der Spiele in Form von Fondue und Raclette unter die Leute gebracht worden, heisst es, und mehr als 60 000 Besucher habe man im Schweizer Haus gezählt. Aber das sei nun leider vorbei, klagt der Schweizer, jetzt gehe es darum, die Zelte abzubauen. Neben anpacken Leute der SRG stumm ihr Fernsehstudio zusammen.

Aus kanadischer Sicht sind die Winterspiele ein voller Erfolg. Obschon sie sehr tragisch begonnen haben, unter kleineren Betriebsunfällen litten und im frühlinghaften Wetter einige Zeit benötigten, um auf Touren zu kommen. Das gelang nicht zuletzt dank Alex Bilo-deau, der für Kanada die erste Goldmedaille an Heimspielen gewann. Der Erfolg spiegelt sich indes nicht einzig in den Medaillen (Kanada führt den Medaillenspiegel mit der Rekordzahl von

14-mal Gold an), sondern auch in der Freundlichkeit von Gästen und Gastgebern, in der fröhlichen Spontaneität des Publikums und in der grossen Begeisterungsfähigkeit von Jung und Alt. Wildfremde Menschen unterschiedlicher Nationen haben miteinander diskutiert, die Ergebnisse kommentiert und die Luft schwirrte von Rufen wie «Go, Canada, go», «USA! USA!» oder auch «Hopp Schwiiz». Dem OK-Chef John Furlong gelang es sogar, durch das französisch gesprochene Schlusswort Kritiker zu besänftigen, die anfänglich bemängelt hatten, dass das Frankofone zu wenig Beachtung findet.

Jetzt ist Vancouver 2010 Geschichte. Zwar sind in der Stadt die olympischen Ringe noch beleuchtet, finden hier ja noch die Paralympics statt. Und wer der sportlichen Hektik nachtrauert, ist nicht alleine. Die Organisatoren haben für allzu Untröstliche einen psychologischen Beratungsdienst eingerichtet. Doch zweifellos sind viele froh, dass der farbenfrohe Spuk ein Ende gefunden und man ein ruhigeres Vancouver wieder für sich alleine hat. So sind ganze Strassenzüge dem normalen Verkehr übergeben. In die Busse und in den Sky-Train ist die normale Schweigsamkeit zurückgekehrt; die olympische Flamme ist gelöscht, der oft fotografierte rote Bobsleigh hinter der Kunstgalerie mit einer Blache zugeeckt.

Fernsehen und Zeitungen sind zwar noch voll mit den schönsten Bildern der Winterspiele. Aber auch das wird wohl schon bald nicht mehr so sein. Der Alltag hat uns hier in Vancouver wieder. Am Donnerstag soll in Ottawa das neue Budget unterbreitet werden.

Russland sucht Schuldige

Die Politik fordert die Bestrafung von Sportfunktionären

mac. Moskau · Zur nationalen Idee der Russen gehöre es, immer und überall die Ersten zu sein, erklärte der Duma-Vorsitzende Boris Gryslow zu Wochenbeginn im Gespräch mit dem Präsidenten Medwedew. Russland ist noch immer voller Entsetzen, Enttäuschung und Zorn über das Resultat seiner Sportler an den Olympischen Winterspielen in Vancouver, das deutlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Pathetisches und Philosophisches wechselt sich derzeit in der schrillen Diskussion um nationale Demütigung, individuelles Versagen und staatliche Verantwortung ab. Da wird die ewige «russische Idee» wieder aktuell und werden die alten philosophischen Fragen Tschernyschewskis und Herzens zur russischen Misere – «Wer ist schuld?», «Was ist zu tun?» – wieder gestellt. Besonnene Stimmen sind rar, obwohl eine nüchterne, realistische Beurteilung am sinnvollsten wäre.

Medwedews Aufforderung

Die ersten Rücktrittsforderungen an Sportfunktionäre kamen schon in der ersten Woche der Olympischen Spiele, als sich abzeichnete, dass Russland im Medaillenspiegel, quasi das Götzenbild, schlecht dastehen wird. Letztlich resultierte mit 3 Gold-, 5 Silber- und 7 Bronzemedailien bloss Rang 11. Besonders bitter war die Silbermedaille für den Eiskunstläufer Jewgeni Plushchenko. Die Einschätzung des russischen Ministerpräsidenten Putin, dessen Leistung wäre mit Gold zu bewerten gewesen, teilt praktisch ganz Russland, und als Plushchenko sich auf seiner Website selber eine Platin-Auszeichnung verlieh, verübte ihm dies kaum jemand.

Die letzte Hemmung gegenüber den russischen Olympiateilnehmern verschwand mit der vernichtenden Niederlage der so hochgejubelten Eishockey-Mannschaft Slawa Bykows, die in den Viertelfinals gegen Kanada ausschied. Präsident Medwedew war so verärgert, dass er die ursprünglich geplante Reise nach Vancouver zum Abschluss der Spiele absagte. Stattdessen legte er im Gespräch mit Funktionären der Staatspartei Einiges Russland den für die Vor-

bereitung der Athleten Verantwortlichen nahe, um ihre Entlassung zu ersuchen – «wenn sie es nicht selber zu tun vermögen, helfen wir ihnen», sagte er und traf damit, populistisch, den Nerv der Gesellschaft. Der staatliche Rechnungshof hat bereits eine Prüfung der Verwendung der Gelder angeordnet, die für Vancouver ausgegeben wurden.

Tjagatschow geht

In erster Linie galt die Kritik wohl den beiden höchsten Sportfunktionären des Landes, dem Sportminister Witali Mutko und dem Präsidenten des nationalen olympischen Komitees, Leonid Tjagatschow. Ersterer sagte, er würde zwar «ruhig» gehen, wenn das gewünscht sei, aber ob das dem Sport helfe, sei eine andere Frage. Tjagatschow, ein persönlicher Freund Putins, tritt seine Verantwortlichkeit zunächst ab. Am Mittwochabend reichte er indes den Rücktritt ein. Obwohl er dies offiziell freiwillig tat, ist die politische Konnotation – Medwedews Aufforderung – nicht unbedenklich. Gemäss den Statuten des Internationalen Olympischen Komitees müssen die nationalen Sektionen unpolitisch sein.

Sportliche Niederlagen nimmt Russland immer als Beleidigung des eigenen Landes wahr. In dieser Hinsicht steckt es noch in der Sowjetzeit, als sportliche Siege auch als ideologische verstanden wurden. Der Übergang vom sowjetischen Sportsystem zu einem neuen russischen gilt als wunder Punkt. Obwohl, wie Medwedew festhielt, sehr viel Geld in den Sport fliesst, fehlt es an modernen Einrichtungen, an Förderungen begabter Jungtalente, an einer effektiven Organisation. Die politisierten Verbände dienen bis vor kurzem Politfunktionären als Plattformen zur Profilierung. Wenn nun aber die Staatspartei Einiges Russland gelobt, die Vorbereitungen auf die Olympischen Winterspiele in Sotschi selber zu überwachen, und von allen Seiten staatlich-bürokratische, vertikale Strukturen gefordert werden, ist ein nächstes «Debakel» schon absehbar. Dieses jedoch darf es nicht geben. Auch Sotschi 2014 ist so etwas wie eine russische Idee.